

Suchen ersparen wollen und sie an kluger Hand über eine wohl vorbereitete Schwelle in ein wohl vorbereitetes Haus der Erfahrung führen wollten“. Es ist nicht wahr, so verführerisch es auch klingt: „Wehe der Jugend, der man Freuden, Tränen und Grauen des ersten Menschen erspart!“ Es ist unrecht, die Jugend, die ja doch selbst nach verstehender Führung sich sehnt, in Entscheidungen hineinzustoßen, für die sie noch nicht reif ist, und ihrem Urteil es zu überlassen, ob die Offenbarung Gottes, von der die Bibel uns kündet, Wahrheit ist oder ein Irrtum, ein tröstlicher Irrtum vielleicht, aber doch eine Täuschung. Gerade weil die Jugend noch keine Erfahrung hat, muß ein Dichter ihr als „Bewahrer des Unvergänglichen“ und als „stiller Mahner in einer lauten Welt“ begegnen.

Von Walter Scott wird berichtet, daß er auf dem Sterbebett verlangte: „Reiche mir das Buch“. Man brachte ihm einen seiner Romane. Er lehnte ab und gab zu verstehen, daß er die Bibel meinte. Nach dem, was über das Verhältnis Wiecherts zur Bibel gesagt wurde, kann man nicht zweifeln, daß er der Jugend dieses Buch in die Hand gelegt wissen will, vor seinen Romanen, nicht erst am Ende des Lebens, sondern schon am Anfang. „Laßt uns einen neuen Anfang setzen, laßt uns neu geboren werden“, so hieß es in seiner Rede an die deutsche Jugend 1945, „und seid gewiß, daß niemand aus der Welt herausfällt, der nicht zuvor aus Gott herausgefallen wäre“.

Eindrücke aus Indien

Von FELIX ZU LÖWENSTEIN S. J.

Während des Krieges und auch noch während der letzten zwei Jahre war Deutschland weitgehend abgeschnitten von den Ereignissen, die inzwischen die große Welt draußen bewegten.

Da ich selbst mich vom Jahre 1938 bis zum Ende des Jahres 1946 in Indien befand, so möchte ich im Folgenden die Eindrücke und Beobachtungen festhalten, die sich dort auch dem oberflächlichen Beobachter aufdrängten. Zweifellos wäre ein Politiker oder Wirtschaftler in der Lage, manches zu berichten, was tieferschürfend ist, ja vielleicht auch manche Zusammenhänge richtiger zusammenzufügen — immerhin werden die folgenden Aufzeichnungen den Vorteil bieten, daß sie von einem stammen, der an Ort und Stelle gewesen und die Dinge völlig unbefangen und unvoreingenommen zu beobachten, ja zum Teil mitzerleben Gelegenheit hatte.

Die erste Frage, die dem Rückkehrer aus Indien überall begegnet, ist diese: Ist es wahr, daß die Engländer aus Indien herausgehen? Und wenn ja, warum tun sie das?

Daß die Engländer aus Indien herausgehen, ist wohl kaum mehr zu bezweifeln. Man kann vielmehr sagen, sie sind schon zu dreiviertel hinausgegangen. Fast die gesamte zivile Verwaltung liegt bereits in indischen Hän-

den, und, was vielleicht noch wichtiger ist, auch der größte Teil des Heeres. Nicht nur ist die Zahl der britischen Truppen verschwindend gering, verglichen mit der Zahl der indischen, sondern auch das Offizierskorps ist weitgehend schon in indischen Händen. Die Ausbildung einer immer größeren Zahl indischer Offiziere wird mit fieberhaftem Eifer betrieben. Zu den schon bestehenden indischen Militärakademien tritt in diesen Tagen eine neue, großartig angelegte Militärakademie, die soeben in Poona ausgebaut wird. Wie weit der Prozeß des „Quit India“ schon vorangeschritten ist, zeigt sich auch daran, daß schon während des ganzen letzten Jahres englische Offiziers-, Beamten- und Pensionärsfamilien sich nur so drängten, um aus Indien herauszukommen, wie Ratten aus dem sinkenden Schiff. Daß die Engländer aus Indien herausgehen, läßt sich also kaum bezweifeln.

Das ist eine Entwicklung, die nicht über Nacht gekommen ist. Schon seit vielen Jahren, ganz besonders aber, seitdem im ersten Weltkrieg Indien einen ganz wesentlichen Beitrag zum Siege Englands und der Entente lieferte, war Indien die Freiheit — damals freilich noch in weit beschränkterer Form — versprochen worden. Als man nun im zweiten Weltkrieg zum zweiten Mal gezwungen war, Millionen indischer Truppen und noch viel mehr Millionen indischer Rupees zu beanspruchen, da war es nur zu klar, daß Indiens nationale Führer nun um so entschiedener auch auf die Erfüllung dieser Versprechungen drängen würden.

Aber nicht die Inder allein drängten auf die Erfüllung. Auch die Labour-Partei hatte in ihrem Kampfe gegen die Konservativen gerade das Indienproblem mit besonderer Vorliebe in den Vordergrund gerückt: „Da sieht man ja den Imperialismus dieser Konservativen! Wären wir erst an der Regierung, so würden wir den Indern gleich die von ihnen gewünschte Freiheit geben!“ Es gab einen Zeitpunkt, in dem die Labour-Partei so stark vorrückte, daß man sich ernstlich fragen konnte, ob nicht bald der von ihnen vorgeschobene Mann, Sir Stafford Cripps, Churchill aus seiner Stellung verdrängen werde. Damals hat Churchill einen genialen parteipolitischen Schachzug getan — das wenigstens war der Eindruck, den es auf den Außenstehenden machte. Mit einem Male schien er umzuschwenken. Stimmte in fast allen Punkten den Forderungen der Labour-Partei zu und stellte nur eine Bedingung, daß es nämlich ihr eigener Führer, Sir Stafford Cripps, sein sollte, der Indien den Ölweig des Friedens und der Freiheit brächte. Anscheinend ein äußerst großzügiges Angebot! Es wurde auch sofort mit Freuden angenommen. Sir Stafford Cripps kam nach Indien, führte durch Wochen hindurch die angestrengtesten Verhandlungen und mußte schließlich öffentlich erklären, — daß seine Mission völlig gescheitert sei. Der Erfolg war, daß sich in Indien zwar gar nichts änderte, Sir Stafford Cripps aber auf einmal in der Versenkung verschwand und Churchills Stellung sich außerordentlich gefestigt hatte!

Denn Churchill hatte in der Indienfrage eine Stellung bezogen, die ebenso schön als stark und uneinnehmbar war. Immer wieder erklärte er, daß er

bereit sei, jederzeit Indien den Indern zu überlassen und sich zurückzuziehen, falls nur eine Vorbedingung erfüllt sei: Es müßten sich zunächst die beiden Hauptparteien Indiens, die Hindus und die Mohammedaner, untereinander verständigen. Das war eine moralisch unanfechtbare Stellung; denn ganz mit Recht konnte Churchill sagen, England habe schließlich mit seiner Herrschaft auch die Verpflichtung übernommen, für Friede und Ordnung im Land zu sorgen, und könne sich daher unmöglich unter solchen Bedingungen zurückziehen, die unweigerlich das Chaos nach sich ziehen müßten. Es war aber auch eine außerordentlich feste Stellung; denn Churchill wußte ganz genau, daß eben diese Vorbedingung niemals erfüllt werden würde.

Da kam nach Kriegsende die Labour-Partei an die Regierung, und sogleich änderte sich das Bild. Die sog. Kabinetmission unter der Führung des feinen und geistvollen Lord Pethick-Lawrence wurde nach Indien geschickt mit dem Auftrag, den Indern die Freiheit zu geben auch ohne diese Vorbedingung. Churchill machte damals die sarkastische Bemerkung, er bewundere den Fleiß und die Ausdauer dieser Leute, die nicht weniger Schweiß daran setzten, ein Empire wegzuwerfen, als frühere darangesetzt hätten, ein Empire aufzubauen.

Wochen- und monatelang hat diese Kabinetmission mit den führenden Parteien Indiens verhandelt und versucht, sie unter einen Hut zu bringen — vergebens! Da griff der Vizekönig selber ein und stellte nun von sich aus ein Programm auf. Wer immer bereit sei, sich zu den in diesem Programm niedergelegten Grundsätzen zu bekennen, den werde er mit der Regierung betrauen, ohne Rücksicht auf die andern. Es folgte ein manchmal beinahe komisches Hin und Her, in dem sich bald die einen, bald die anderen bereit erklärten. Schließlich, als der Termin heranrückte, war nur der Kongreß bereit, sich auf den Boden dieses Programms zu stellen. Er wurde daher allein mit der Regierung betraut. Immerhin wurden die Verhandlungen mit der Moslim-League weitergeführt, die schließlich dahin führten, daß nach einigen Wochen auch diese der Interimsregierung beitrat.

Diese Regierung soll nur eine Zwischenregierung sein, die — immer noch unter der obersten Leitung des Vizekönigs — die Geschäfte führt, bis eine einzuberufende konstituierende Versammlung Indien eine neue Konstitution geschenkt haben würde. Dann soll auf Grund dieser Konstitution eine neue Regierung gewählt werden, und dieser würden dann die Engländer sofort die volle Regierungsgewalt übertragen und sich zurückziehen. Ausdrücklich wurde dabei gesagt, daß es den Indern völlig überlassen bleiben sollte, ob sie dann weiter noch als Dominium innerhalb des Empires bleiben wollen oder nicht. Freilich nicht ohne ihnen immer wieder zu versichern, daß die erstere Alternative in ihrem eigenen Interesse läge. Inzwischen ist London, wie bekannt, noch weiter gegangen und hat einen Stichtag festgelegt — den 1. Juni 1948 —, an dem sich die Engländer aus Indien zurückziehen würden, ganz gleich, ob bis dahin die neue Konstitution zustande gekommen sei oder nicht.

Der Gedanke, der die Labourregierung bei dieser Politik leitet, ist oft ausgesprochen worden. „Verlassen“, sagen sie, „müssen wir Indien ja doch auf jeden Fall. Da ist es schon besser und klüger, wir scheiden in Friede und Freundschaft, als daß wir uns erst mit Gewalt herauswerfen lassen. Gehen wir mit einem freundlichen Shake-Hands, so werden wir uns die Inder dadurch zu Freunden machen und unsere eigenen Interessen so am besten wahren.“ Wenn diese Überlegung ernst gemeint ist, so kann man sich mit Fug fragen, ob das nicht eine völlige Fehlspekulation gibt. Denn in dem Maße, in dem die Freiheit näher in Sicht rückt — in dem gleichen Maße wächst auch der Haß gegen die bisherigen fremdländischen „Tyrannen“ und „Unterdrücker“ Politik kann nie auf bloße Gefühle aufgebaut werden. Und käme es auf bloße Gefühle an, so stände es wahrlich schlecht um Englands Interessen in Indien! Aber vielleicht steckt hinter diesen Worten im Grunde eine ganz andere Überlegung. Der Gedanke nämlich, daß die wirtschaftlichen Interessen dieser beiden Länder doch so eng verflochten sind, daß man die politische Macht jetzt ruhig aus den Händen geben könne, ohne eigentlich wesentlichen wirtschaftlichen Schaden zu erleiden. In der Tat ist Indien während dieses Krieges zum ersten Male nicht nur seine Schulden an England los, sondern sogar mit sehr bedeutsamen Summen Englands Gläubiger geworden. Einen Schuldner aber kann man bekanntermaßen gar nicht loslassen, auch dann nicht, wenn man ihn nicht liebt! Und so mag es ganz wohl sein, daß wirtschaftliche Interessen über das nationalistische Gefühl obsiegen werden, so daß Indien, sei es innerhalb, sei es außerhalb des Empires, in enger wirtschaftlicher Verbundenheit mit England bleiben wird. Dann könnte es ganz wohl sein, daß Englands Verlust bei diesem ganzen Handel gar nicht so groß wäre, als es auf den ersten Anblick hin zu sein scheint.

Freilich ist noch ein weiter Weg bis zu einer endgültigen Lösung. Trotz der gemeinsamen Leitung der Interimsregierung kann von einem Einverständnis zwischen den führenden indischen Parteien, insbesondere von einer Verständigung zwischen Hindus und Mohammedanern, keine Rede sein.

Hier gilt es zunächst einige Begriffe zu klären. Hindus und Mohammedaner sind keine verschiedenen Rassen¹. Wollte man von verschiedenen Rassen reden, so müßte man — abgesehen von den kleinen Splittergruppen der Ureinwohner — von Drawiden und Ariern reden. Die ersteren bewohnen heute vor allem die südliche, die letzteren die nördliche Hälfte Indiens. Die mohammedanische Religion wurde in Indien eingeführt im 15. Jahrhundert durch die Dynastie der sog. Mogulkaiser, eine Dynastie, die aus dem Afghanischen eingebrochen war und erobernd schließlich den größten Teil des Kontinentes zu einem Reich zusammengeschmolzen hatte. Diese Kaiser selbst

¹ Nebenbei sei bemerkt, daß die Mohammedaner selbst diesen Namen ablehnen. Sie selbst bezeichnen sich als Moslems-Gottgläubige und betrachten die Bezeichnung Mohammedaner beinahe als eine Beschimpfung, weil, wie mir einer einmal erklärte, das so klinge, als beteten sie Mohammed an — ein Vorwurf, der ihnen im Ernst wohl noch von keinem gebildeten Menschen gemacht worden ist. Im Folgenden werden die beiden Ausdrücke synonym gebraucht.

waren zwar mongolischer Abstammung, aber das wenige, was sie an mongolischem Blut in ihrem Gefolge mit sich brachten, war nach kürzester Zeit völlig aufgesogen. Moslims und Hindus sind also keine rassischen, sondern religiös-kulturelle Bezeichnungen. Freilich kann man hierbei eine sehr interessante Beobachtung machen. Man möchte nämlich meinen, Charakter und Temperament eines Volkes würden im wesentlichen durch zwei Faktoren bestimmt: einmal die Rasse, das Blut, und zweitens das Klima in dem Sinne etwa, daß tropisches Klima erschaffen läßt, rauhes Bergklima ein rauhes Volk schafft usw. Indien aber bietet die Gelegenheit, zu beobachten, welcher tiefgreifenden Einfluß Weltanschauung und Religion nicht nur auf die Charakterformung des Individuums, sondern auch ganzer Völker hat. Denn es besteht trotz rassischer und klimatischer Gleichheit ein in die Augen springender Unterschied zwischen Hindus und Mohammedanern. Die letzteren sind viel härter, energischer, praktischer — auch brutaler! Ähnliches läßt sich übrigens auch an anderen Religionsgemeinschaften Indiens beobachten, wie etwa an den Sikhs, den Parsis oder auch den Christen.

Merkwürdiger- und etwas verwirrenderweise nun decken sich mit diesen religiös-kulturellen Bezeichnungen nicht die politischen. Diese wären auf der einen Seite die Moslim-Liga, auf der anderen der Kongreß. Die Moslim-Liga behauptet zwar immer wieder auf das eindringlichste, daß sie die eine und einzige politische Repräsentation aller Mohammedaner in Indien sei. Dies ist indes eine offensichtliche Unwahrheit. Es gibt sehr viele Mohammedaner, die mit der Moslim-Liga nichts zu tun haben wollen. Nicht nur, daß es eine eigene Partei unabhängiger Moslims gibt, sondern der Präsident des Kongresses selbst, während der letzten Jahre Malauna Azad, war Mohammedaner. Ein Umstand, der die Moslim-Liga zwar bis aufs Blut ärgerte, weil er aller Welt zeigte, daß nicht alle Mohammedaner in ihren Reihen gehen, der sich aber nicht aus der Welt schaffen ließ. Der Kongreß anderseits, der mit seinem vollen Namen „Nationaler Kongreß“ heißt, behauptet ganz ausdrücklich, keine bloße Hindu-Angelegenheit zu sein, vielmehr alle Inder zu umfassen. Nichtsdestoweniger läßt sich nicht leugnen, daß er ganz überwiegend eben doch den Hindu-Interessen dient.

Der grundlegende Gegensatz nun, der Kongreß und Liga voneinander scheidet und über den hinweg sie sich nicht zu einigen vermögen, ist folgender: Von Anfang an hatte der Kongreß als sein Grundprinzip aufgestellt ein einiges Indien: Hindustan, was nicht Reich der Hindus bedeutet, sondern das Reich Hind (die indische Bezeichnung für Indien). Das aber wollten die Mohammedaner nicht, und je länger desto weniger. Denn in einem einheitlichen Indien wären sie mit Notwendigkeit die Minderheit geworden (das Zahlenverhältnis Mohammedaner zu Hindus ist ungefähr 1:2). Vielmehr verlangen sie einen vom übrigen Indien völlig unabhängigen Mohammedanerstaat: Pakistan = das Reich der Reinen. Die Schwierigkeit ist nun die, daß es zwar tatsächlich einige Provinzen in Nordindien gibt, die eine eindeutige mohammedanische Majorität aufweisen oder vielleicht sogar fast rein mo-

hammedanisch sind. Diese Provinzen aber stellen kein geschlossenes Territorium dar, sondern sind weit voneinander getrennt durch andere Provinzen, die eine ebenso eindeutige hinduistische Majorität haben. Begreiflicherweise legen die Mohammedaner Wert darauf, ein geschlossenes Staatsterritorium zu haben, und darum verlangen sie, daß auch diese letzteren Provinzen in ihren Pakistan einbezogen würden. Würde diese Forderung erfüllt, so wäre die Folge, daß in dem gesamten so gebildeten Staate die Mohammedaner knapp 51 v. H. ausmachen würden. Wenn die Mohammedaner recht haben mögen, eine Hindumehrheit zu scheuen, so haben die Hindus wohl sicher noch viel mehr recht, eine Moslimmehrheit zu fürchten. Ein Gleiches gilt auch von der Gruppe der Sikhs, die in diesem Falle auch in diesen Pakistan einbegriffen wären.

Was soll bei einem solchen Interessengegensatz, einer solchen Hartnäckigkeit auf beiden Seiten nun werden? Darüber werden die Ansichten natürlich auseinandergehen. Oft und oft hatte der alte Gandhi zu den Engländern gesagt: „Verlaßt das Land und überlaßt uns nur uns selbst, so werden wir uns schon friedlich einigen.“ Ich glaube aber, daß wohl alle unparteiischen Beobachter diese Meinung nicht teilen. Vielmehr scheint es doch so, daß dieser Gegensatz nur durch Gewalt, durch einen Bürgerkrieg ausgetragen werden kann.

Eigentlich besteht dieser Bürgerkrieg schon lange. Nur daß man ihn in Indien nicht so nennt. In Indien nennt man das „Riots“ (Unruhen, Aufstände). Diese Riots aber, die um die Mitte des Jahres 1946 ihren Anfang nahmen und seither ununterbrochen weitergehen, haben inzwischen schon solche Ausmaße angenommen, daß man ohne Übertreibung sagen kann, es haben dabei schon Hunderttausende ihr Leben verloren, und es sind ganze Dörfer und ganze Stadtteile in Flammen aufgegangen. Warum soll man das keinen Bürgerkrieg nennen?

Und was wird das Ende von all dem sein? Zwei Möglichkeiten scheinen zu bestehen. Die eine ist, daß die Mohammedaner sich ihren eigenen Staat eben mit Gewalt schaffen und vom übrigen Indien abtrennen. Die andere ist die, daß zwar ein einheitliches Indien mit einer einheitlichen Regierung geschaffen wird, daß aber darin den einzelnen Provinzen so viel Selbständigkeit eingeräumt wird, daß sie praktisch autonom werden.

Für die christlichen Missionen in Indien wäre die letzte Lösung vielleicht nicht einmal die schlechteste, deswegen, weil es meist doch leichter ist, mit einer lokalen Regierung in Fühlung zu gelangen und sich mit ihr in Güte zu verständigen als mit einer zentralen Regierung, die fern vom Schuß die Dinge vom grünen Tisch aus dekretiert.

Denn das ist ja die andere Frage, die uns Europäer und uns Christen interessiert: Was wird im neuen Indien aus dem Christentum werden?

In einem Presseinterview, das Pandit Nehru, der Leiter des Kongresses, kurz nach der Übernahme der Regierung gab, wurde ihm auch diese Frage gestellt. Nehru beeilte sich zu versichern, die christliche Minorität werde sich

selbstverständlich des Schutzes des Kongresses erfreuen. Und er konnte sich nicht versagen, die Bemerkung hinzuzufügen: „Um so mehr, als das Christentum eine in Indien alteingesessene Religion ist und längst vor dem Mohammedanismus beheimatet war.“

Die Bemerkung ist durchaus wahr. Vielleicht sind sich die wenigsten dessen bewußt, daß es in Indien früher Christen gegeben hat als in unserer deutschen Heimat!

Zwar sind die Anfänge des Christentums in Indien in ein gewisses Dunkel gehüllt. Die Tradition berichtet, schon der Apostel Thomas sei nach Indien gekommen und habe dort die Grundlagen der Kirche gelegt. Historiker haben sich viel mit dieser Frage befaßt. Man darf wohl sagen, daß, wenn sich diese Behauptung auch nicht streng historisch beweisen läßt, sie dennoch von vornherein durchaus nicht unwahrscheinlich ist, ja daß sie sogar sehr starke Gründe für sich hat. Denn Indien war im Altertum keineswegs ein unbekanntes Land. Vielmehr herrschten lebhaftes Handelsbeziehungen zwischen Indien und dem Römerreich, das von dorthier Indiens vielbegehrte Spezereien bezog. Auf den verschiedenen damals benutzten Handelswegen gab es nun überall jüdische Kolonien, die die Zwischenträger des Handels darstellten, so daß es von vornherein durchaus nicht unwahrscheinlich erscheint, daß ein Apostel, diese jüdischen Gemeinden aufsuchend, bis nach Indien vorgedrungen wäre. Dazu kommt, daß die Tradition, insbesondere die sog. Thomaslegende, zahlreiche innere Wahrscheinlichkeitsmomente enthält — auf die näher einzugehen hier zu weit führen würde —, so daß alles in allem die Behauptung, Thomas habe in Indien gepredigt, durchaus nicht unwahrscheinlich erscheint. Wäre dem so, so wäre das Christentum also viel früher nach Indien gelangt als nach irgendeinem Platze nördlich der Alpen.

Aber selbst wenn dem nicht so wäre, so ist unzweifelhaft und klar belegbar das Christentum in Indien gepredigt worden durch syrisch nestorianische Missionäre etwa um die Mitte des 6. Jahrhunderts; das wäre immerhin noch etwa 150 Jahre vor der Zeit, als St. Bonifaz auf dem Kontinent landete.

Nachdem das Christentum Indiens durch Jahrhunderte vom Westen abgeschnitten war, wurde es im 15. Jahrhundert von den Portugiesen wiederentdeckt. Die Portugiesen hatten ihre eigenen Missionsmethoden, Methoden, die wir in vielen Punkten heute nicht mehr billigen können. Nichtsdestoweniger läßt sich nicht übersehen, daß sowohl sie als auch die Spanier da, wo sie herrschten, ein bodenständiges und starkes Christentum schufen. Man denke etwa an Südamerika! In Indien freilich war ihr Reich nur klein. Nur einige kleine Küstenstreifen und Stützpunkte. In das gewaltig große Hinterland drangen sie niemals vor. Nachdem der große Organisator und Heilige, Franz Xaver, zuerst schon über den Bereich der portugiesischen Herrschaft das Christentum auch an der Südspitze Indiens gepredigt hatte, sind seine Mitbrüder und Nachfolger noch weiter in das Innere des Landes vorgedrungen. Im Süden war es besonders der heiligmäßige Asket, der Jesuit Robert de Nobili, der ganz neue Wege ging. In Madura trennte er sich völlig von den

andern Europäern ab. Er lebte als Sayassi (Einsiedler), hielt sich streng an die sozialen und kulturellen Vorschriften des Landes, studierte die heiligen Bücher Indiens, die Veden, in ihrer Ursprache, so daß er darin bald ein besserer Fachmann war als selbst die Brahminen. Auf diese Weise gewann er bald ein ungeheures Ansehen, und es gelang ihm auch, viele aus hohen und aus höchsten Kasten zu bekehren.

Noch interessanter fast sind die Anfänge des Christentums in Nordindien. Kaiser Akbar der Große (1556—1605) interessierte sich für alle Religionen. Er trug sich sogar mit dem Gedanken, aus allen Religionen das Beste herauszuziehen und so eine neue Religion zu gründen. Eines Tages nun brachte man ihm einen portugiesischen Priester, den seine Leute in der Nähe des heutigen Kalkutta geschnappt hatten. Als Akbar diesen nach der Religion der Christen befragte, sagte der Priester, er selbst sei nur ein ungebildeter Mann; wolle der Kaiser nähere Auskunft haben, so solle er sich nach Goa wenden und von dort Jesuitenpatres anfordern, die könnten ihm weit besseren Bescheid geben. Groß war die Überraschung in Goa, als eines Tages dort zwei Briefe ankamen, der eine an den Vizekönig, der andere an den Provinzial der Jesuiten, in denen der große Kaiser um die Entsendung einiger Jesuiten bat, um ihn in der Lehre Jesu Christi zu unterrichten. Drei Patres unter der Leitung des P. Rudolph Acquaviva, der später den Martertod erlitt und heute als Seliger verehrt wird, machten sich auf den Weg. Ihnen folgten später andere. Lange Zeit schien es so, als wollte Akbar tatsächlich den christlichen Glauben annehmen und so ein weites Tor des Glaubens sich auftun. Es kam nie so weit. Akbar selbst hat geäußert, was ihn davon abhalte, Christ zu werden, sei die Strenge des christlichen Sittengesetzes, besonders die Forderung der Einehe. Nichtsdestoweniger gelang es, nicht wenige aus der Umgebung des Kaisers für Christus zu gewinnen, u. a. zwei Neffen des Kaisers selbst. Das waren die Grundlagen des Christentums im Norden.

Fast zwei Jahrhunderte lang hat, wenn auch unter zahlreichen Rückschlägen, das Christentum sich von diesen drei Kernpunkten im Westen, im Süden und im Norden ausgebreitet. Da traf im Jahre 1773 wie alle Missionsgebiete der Welt, so auch die Missionsfelder Indiens der schwerste Schlag: die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Mit einem Male waren die weitesten Gebiete all ihrer Missionare beraubt. Wohl sprangen andere Orden in die Bresche, so ganz besonders der Kapuzinerorden, doch reichte ihre Zahl kaum dazu, das Erworbene zu erhalten; an weiteren Fortschritt war nicht mehr zu denken.

Fast ein Jahrhundert dauerte dieser Zustand, den man wohl als einen Zustand der Stagnation bezeichnen kann. Da war es der deutsche Kapuzinerbischof Anastasius Hartmann — er ist im Ruf der Heiligkeit gestorben —, der den Weitblick und die Großzügigkeit hatte, wieder Jesuiten zu berufen und ihnen Teile seines eigenen Missionsgebietes anzuvertrauen. Freilich sollte jetzt ihre Aufgabe eine andere sein als früher. Mit großer Klarheit hatte

Bischof Hartmann die Notwendigkeit des Aufbaus eines katholischen höheren

Schulwesens erkannt. Bis dahin nämlich hatten die Katholiken entweder auf jede höhere Bildung verzichten müssen, oder sie mußten sie auf nicht-katholischen Schulen erwerben, auf denen ihr Glaube gefährdet war. Sein eigener Orden war nicht in der Lage, eine so große Anzahl von Lehrkräften zu stellen, und so berief er deutsche Jesuiten nach Bombay. Um ungefähr die gleiche Zeit kamen belgische Jesuiten nach Kalkutta, französische nach Madras. Lange Zeit hindurch haben die Jesuiten sich fast aller Missionsarbeit im engeren Sinne enthalten und alle Kraft dem Aufbau der Schulen gewidmet. So kommt es, daß es heute z. B. in Bombay drei katholische Gymnasien und ein katholisches Universitätskolleg gibt. Ähnliche Universitätskollegien gibt es in Kalkutta, in Madras und in Trichinopoli. Später haben auch andere Orden sich des Schulwesens angenommen, so in neuerer Zeit besonders der Salesianerorden, der eine große Anzahl an industriellen und landwirtschaftlichen Schulen ins Leben gerufen hat. In neuester Zeit kommen dazu auch ein und wahrscheinlich bald noch ein zweites Universitätskolleg für Studentinnen unter Leitung katholischer Ordensfrauen; kurz, das höhere Schulwesen, das Bischof Hartmann vorgeschwebt hatte, ist voll verwirklicht.

Lange Zeit ist diese Schularbeit von manchen alten Missionaren kritisiert worden. Es kämen, so meinten sie, dabei fast keine Konversionen heraus. Heute zeigt sich aufs deutlichste, wie unrichtig diese Kritik war. Zwei Dinge wurden dadurch erreicht: einmal, daß die Katholiken heute im öffentlichen Leben Indiens eine Rolle spielen, die weit größer ist, als das rein zahlenmäßige Verhältnis es erlauben würde; zum zweiten, daß weite Kreise der Heiden und Mohammedaner, die früher dem Christentum feindlich oder ganz uninteressiert gegenüberstanden, heute, weil teils sie selbst, teils dieser oder jener aus ihrer Verwandtschaft und Bekanntschaft auf christlichen Schulen studiert hat, dem Christentum jedenfalls nicht feindlich, ja vielfach wohlwollend gegenüberstehen. Wie oft habe ich es nicht selbst erlebt, daß, wenn man in der Nähe von Bombay oder von Kalkutta in der Bahn fährt, ein Hindu, der ins Abteil steigt, einen gleich freundlich begrüßt: „Good morning, Father!“ Und gleich ist man in einem freundlichen Gespräch: man ist nicht unbekannt. Im nordwestlichen Indien dagegen und anderen Gegenden, in denen es auch heute noch kaum höhere Schulen gibt, wird der Hindu entweder gar nicht grüßen, oder er sagt: „Good morning, sir“, öffnet seine Zeitung und läßt einen unbeachtet.

Wenn die höhere Schulbildung eine wesentliche Stärkung des Christentums in Indien darstellt, so vielleicht noch mehr die Zunahme des einheimischen Klerus. Natürlich bringen die seit zahllosen Generationen schon katholischen Familien des Westens, Goanesen und Malabaren, zahlreiche Priesterberufe hervor. Ebenso die auch schon lang katholischen Tamilen aus der Gegend, in der einst P. de Nobili gewirkt hat. Aber auch unter den anderen Völkern des mittleren und nördlichen Indiens regen sich solche Berufe und werden eifrig gepflegt. So kommt es, daß der einheimische Klerus in Indien schon sehr stark ist und eine ganze Reihe hervorragender Bischöfe hervor-

gebracht hat. Genaue Zahlen sind mir gegenwärtig nicht zur Hand, doch werden es mehr als 20 Diözesen sein, die heute schon ganz von einheimischem Klerus verwaltet werden.

All das erfüllt die Kirche Indiens mit Vertrauen, wenn sie in die Zukunft blickt. Sonst freilich bietet dieser Blick in die Zukunft manches Unerfreuliche. Ein Staat des Südens, der Staat Travancore, hat leider schon einen sehr unglücklichen Präzedenzfall geschaffen. Im Zuge der Einführung allgemeiner Schulpflicht wußte der Ministerpräsident dieses Staates diese Gesetzgebung so zu drehen, daß sie einen ausgesprochen christenfeindlichen Charakter annahm und vor allem die Existenz der katholischen Schulen aufs schwerste gefährdet. Vergeblich regte sich die katholische Presse Indiens auf; vergeblich wurden Protestversammlungen im ganzen Land gehalten. Nur zu kleinen Abänderungen ließ sich der Minister herbei, im wesentlichen hielt er an seiner Gesetzgebung fest. Da auch die führenden Kongreßleute die Einführung der allgemeinen Schulpflicht als einen der ersten Punkte ihres Programms bezeichnet haben, blicken die Katholiken mit Sorge auf die Zukunft ihrer Schulen.

Indes, das sind schon keine Eindrücke aus Indien mehr, sondern Zukunftsorgen. Was die Zukunft für die Kirche Indiens im Schoße trägt und wie die junge und doch so alte Kirche Indiens sich bewähren wird, das kann nur eben diese Zukunft lehren.

Vom Schauspiel der Messe

Von FRANZ HILLIG S. J.

Wenn sich der Priester am Altar mit einem Gebetsruf zur Gemeinde wendet, kann es geschehen, daß er keinem einzigen Aufblick, keiner durch das Auge bestätigten lebendigen Teilnahme der Gläubigen an seinem Tun begegnet. Vor ihm stehen oder sitzen lauter in Lesung versenkte Menschen. Einem Teilnehmer am Gottesdienst wird es kaum anders ergehen, wenn er einmal zu seinen Nachbarn hinüberschaut: sie lesen alle in ihrem Gebetbuch. Und wenn wir auch glauben wollen, daß das, was sie da lesen, mit dem Geschehen am Altar in enger Verbindung steht, so ist doch reichlich viel Papier dabei. Bei andern ist es ein ewiges, von der Sucht nach Vollständigkeit diktiertes, nervöses Herumblättern, das an die Pedanterie erinnert, mit der übereifrige Opernbesucher ihr Textbuch studieren, statt die Augen aufzumachen und sich das Spiel anzuschauen. Statt sich einfach den Eindrücken hinzugeben, statt sich rühren, erheben und zu etwas Großem entflammen zu lassen, wie es einmal bei Eckermann heißt (6. Mai 1827), und wozu freilich, wie man an derselben Stelle nachlesen kann, für uns Deutsche „Courage“ gehört. Auch da kommen viele vom ängstlichen Nachlesen nicht los, wo es wahrhaft nicht nötig wäre, wie bei den laut vorgebeteten Teilen der Gemeinschaftsmesse, oder wenn der Priester Evangelium und Epistel auf Deutsch verliest.